

Eine bleierne Zeit – Leben in Hattingen während Corona

Dieser Frühling ist wunderschön. Wir schreiben jetzt Mitte April 2020, und seit gut einem Monat strahlt die Sonne von einem fast immer wolkenlosen blauen Himmel. Es blüht und grünt mit überwältigender Kraft, die Vögel veranstalten nahezu ohrenbetäubende Konzerte. Ich werde im nächsten Monat sechzig Jahre alt, aber ich kann mich nicht an solch einen außergewöhnlichen Frühling erinnern.

Als typisches Kind der Wirtschaftswunderzeit der sechziger Jahre habe ich das Lebensgefühl verinnerlicht, daß alles gut ist und immer besser wird. Sicher, es gab Verunsicherungen in den siebziger Jahren durch die Terroristen der RAF-Fraktion, in den Achtzigern wurde die Natur mit saurem Regen in den Wäldern und dem Unglück von Tschernobyl zum Thema. Dann aber kamen das Ende des Kalten Krieges und die Wiedervereinigung der beiden deutschen Staaten; mit dem Schengener Abkommen wuchs die Reisefreiheit, und es gab innerhalb von Europa keine Grenzkontrollen. Nach der Einführung des Euro zu Beginn des Jahres 2002 mußten wir nicht einmal mehr Geld in fremde Währungen umtauschen, wenn wir unsere Nachbarländer besuchen wollten.

Nun ist alles vollkommen anders: ein unsichtbares Virus hat unser aller Leben stark verändert und verunsichert uns total. Anfang des Jahres kamen die ersten Meldungen einer neuen Krankheit aus der mir bis dahin völlig unbekanntem Stadt Wuhan in China. Bis Anfang März hörte man in den Nachrichten immer mal wieder davon, daß sich die Krankheit in China ausbreite und Wuhan zum Sperrbezirk erklärt worden sei. Noch am 9. März vernahm ich im Fitneßstudio beim Laufen auf dem Crosstrainer, daß es jetzt auch in Deutschland, nämlich im Kreis Heinsberg, über hundert Infizierte gebe. Die Krankheit war ganz in unserer Nähe angekommen. Am 13. März wurde meinem Mann und mir klar, daß es jetzt ernst geworden war mit der Gefahr. Wir fingen an, jeden Abend die Tagesschau und die darauf folgende Sondersendung zu sehen, auch tagsüber schaltete ich immer wieder das Radio zu den Nachrichten ein. Ich abonnierte den Newsletter der Süddeutschen Zeitung, um immer auf dem Laufenden zu sein. Gebannt verfolgten wir die steigenden Zahlen der Infektionen, wir lernten die Bedeutung der Verdopplungszeit kennen, und ich nähte nach einer Anleitung der Stadt Essen elf Masken für unsere Familie. Mittlerweile, nach über einem Monat des Ausnahmezustands, habe ich all die Zahlen satt; ich lese zwar immer noch sehr viel, aber nicht mehr ausschließlich zu Corona. Aktuell ist die Reproduktionszahl von Bedeutung: sie besagt, wieviele Menschen ein Infizierter ansteckt. Sie liegt momentan in Deutschland aufgrund des Shutdowns und der Kontaktsperre bei 0,7, was ziemlich gut ist. Ich befürchte jedoch, daß die Zahl mit den Schulöffnungen und unvorsichtigerem Verhalten der Menschen wieder ansteigen wird.

Überhaupt finde ich, jeder sollte beim Einkaufen und in geschlossenen Räumen außerhalb der eigenen Wohnung einen Mund-Nasen-Schutz tragen, das würde das Ansteckungsrisiko bestimmt vermindern. Natürlich ist es nicht angenehm, wenn dadurch die Brille etwas nach oben verrutscht (bei einer Gleitsichtbrille besonders blöd) und beschlägt und man auch nicht mehr so gut Luft bekommt, aber das wäre ein Beitrag, den jeder zum Allgemeinwohl beisteuern könnte.

Das Einkaufen ist in Coronazeiten sehr anstrengend geworden und macht überhaupt keinen Spaß mehr. Es passiert öfter, daß man nicht in den Laden gelassen wird, weil die Maximalzahl an Kunden schon erreicht ist. Dann wartet man im Zwei-Meter-Abstand draußen vor dem Laden. Im Geschäft selbst versucht jeder, dem anderen im richtigen Abstand auszuweichen, was manchmal zu merkwürdigen Choreographien führt. Man wartet auch, wenn man an ein Regal will, an dem schon ein anderer Kunde steht. Und an

der Kasse kann es einem passieren, daß man brav den Zwei-Meter-Abstand einhält, ein anderer Kunde sich jedoch ohne weiteres kümmern von der Seite dazwischenmogelt. Ja, und den Einkaufszettel wie früher abarbeiten kann man auch nicht, weil vieles von dem, was daraufsteht, einfach nicht erhältlich ist. Ich brauche hier nur das ominöse Toilettenpapier, Nudeln, Mehl oder auch Haferflocken und rote Linsen zu nennen. Leergefegte Regale – statt Toilettenpapier ein Grablicht (wirklich gesehen bei Rewe) – : so kannte ich das von den Besuchen bei meinen Verwandten in der DDR.

Auch mein Berufsleben als Kirchenmusikerin hat sich stark verändert. Ich vermeide das Orgelüben in der Kirche, um möglichst wenig Kontakte zu haben, aber dadurch entfallen meine regelmäßigen Übezeiten. An der Digitalorgel zu Hause übe ich viel weniger, weil sie so gar nicht inspirierend ist. Die Gottesdienste begleite ich per Telefon von zu Hause aus, jedoch ist das Begleiten der Lieder aufgrund der Zeitverzögerung in der Übertragung sehr schwierig. Ein paar Musikstücke habe ich schon mit einem extra angeschafften neuen Mikrofon und einer neuen Handy-App aufgenommen, damit die Gemeinde diese auf ihre Homepage ins Internet stellen kann. Meinen Klavierunterricht erteile ich jetzt über Videokonferenzen oder auch telefonisch. Das ist sehr anstrengend, und ich muß zusätzlich zu meiner normalen Arbeit an etlichen Videokonferenzen der Musikschule teilnehmen. Immerhin bringt die Corona-Pandemie die Digitalisierung voran.

Schwierig finde ich es zur Zeit, einen geregelten Tages- und Wochenablauf beizubehalten. Im Leben vor Corona waren bestimmte Tätigkeiten bestimmten Wochentagen und entsprechenden Zeiten zugewiesen, jetzt verlaufen die Tage amorph. Man muß regelrecht überlegen, an welchem Wochentag man sich gerade befindet, das ist ein bißchen wie im Urlaub. Nur daß der Urlaub schon viel zu lange dauert – es bereitet Mühe, den Tag zu strukturieren und ein Gefühl von Sinnhaftigkeit zu erfahren. Wie so viele andere räume ich sehr viel auf, und unser Garten ist gepflegt wie noch nie. Überhaupt bin ich sehr froh, einen Garten zu haben, in dem ich ohne Einschränkungen werkeln kann. Viele Menschen haben es nicht so gut, sie müssen mit der Enge von Etagenwohnungen, vielleicht sogar ohne Balkon, zurechtkommen. Ich bin auch froh, daß wir in Deutschland keine Ausgangssperre haben und unter Beachtung des Kontaktverbots noch spazieren gehen können.

Aber was wird aus Reisen und Urlauben in den nächsten Monaten und Jahren? Schon jetzt sind bei mir vier geplante Reisen durch Corona ins Wasser gefallen: Mitte März war ich zu einem Festival mit Renaissancemusik aus Venedig auf Burg Fürsteneck angemeldet, die Woche darauf wollten wir aus der Feier zum 60. Geburtstag eines Schwagers in Hamburg eine weitere Familienfreizeit machen, für Anfang April hatte ich ein Hotel in Nürnberg gebucht, um dort meine Freundin zu besuchen, und gerade übermorgen hatten mein Mann und ich vor, mit einem befreundeten Ehepaar zu einer Gartenreise mit dem Bus nach Cornwall aufzubrechen. Ich fürchte, alle von mir für den weiteren Verlauf dieses Jahres geplanten und auch größtenteils schon lange gebuchten Reisen werden nicht stattfinden können. Die Zeit läuft mir davon: nächsten Monat werde ich 60 Jahre, Corona stiehlt (nicht nur mir) voraussichtlich anderthalb bis zwei Jahre. Werden wir jemals – so wir Corona überleben – wieder reisen können?

Mir fehlen persönliche Kontakte und Treffen mit Freunden. Sie können durch Videokonferenzen und E-Mails nicht ersetzt werden. Es ist auch nicht schön, wenn man beim Spazieren gehen um jeden Entgegenkommenden einen großen Bogen machen muß, so, als ob dieser aussätzig wäre. Mir fehlen das Schütteln der Hände und das freundschaftliche Umarmen von lieben Menschen. Mir fehlt der Besuch von Konzerten, Gottesdiensten und Kinofilmen. Und das Fitneßstudio und der Saunabesuch fehlen mir.

Mein Mann und ich haben uns schon gleich zu Beginn der Krise einen Crosstrainer gekauft, um zumindest ein bißchen Kondition zu behalten und denken jetzt über den Erwerb einer Faßsauna für unseren Garten nach.

Immer mehr leide ich unter der Trennung von unserer Tochter Eva. Heute vor fünf Wochen habe ich sie zum letzten Mal gesehen. Eva wurde im Jahr 1998 mit einem unbekanntem Gendefekt geboren und ist geistig und körperlich schwerst mehrfachbehindert. Aber sie ist eine Kämpferin und hat mit sieben Jahren das Laufen und Essen gelernt. Sie kann zwar nicht sprechen und trägt Windeln, aber mein Mann und ich denken, daß sie trotz ihrer Einschränkungen Freude am Leben hat. Vor zwei Jahren ist Eva in das Tom-Mutters-Haus zwei Kilometer von uns entfernt gezogen; sie lebt dort nun zusammen mit zwanzig anderen Bewohnern. Ihr Auszug ist mir unendlich schwer gefallen, ich hatte mich fast zwanzig Jahre lang um sie gekümmert. Ihr Auszug hat meinem Mann und mir jedoch auch viele Freiräume eröffnet: nach über 27 Jahren der Kinderbetreuung (Eva hat noch drei ältere Geschwister) waren wir auf einmal vollkommen frei in unserer Freizeitplanung, konnten vor Corona z. B. abends mal kurzentschlossen ins Kino oder auch in die Sauna gehen. So viel gereist wie in den letzten beiden Jahren sind wir noch nie. Dennoch haben wir den Kontakt zu unserer Tochter nicht verloren: sie hat jeden Sonntag mit uns verbracht, und wir sind weiterhin zweimal im Jahr mit ihr in den Urlaub gefahren. Corona trennt uns jetzt auf grausame Weise von Eva: es gibt seit Wochen ein absolutes Besuchsverbot im Heim, das natürlich vollkommen sinnvoll ist, denn wenn das Virus dort einmal eingeschleppt ist, wird es sich rasend schnell verbreiten. Aufgrund der räumlichen Enge gibt es gar keine Möglichkeit, erkrankte Bewohner zu separieren. Ich mache mir große Sorgen, ob und wann wir unser Evchen jemals wiedersehen – in ein paar Wochen, in ein paar Monaten oder in zwei Jahren? Einen Besuch von uns an ihrem Fenster ist keine Option, denn sie würde nicht verstehen, warum wir nicht zu ihr kommen und sie in den Arm nehmen.

Das Virus macht mir Angst. Einerseits wäre es gut, bald zu erkranken, um Covid-19 hinter sich zu haben, aber man weiß ja nicht, wie im persönlichen Fall die Krankheit verläuft – es könnte sein, daß man daran stirbt oder zumindest Folgeschäden davonträgt. Komisch: vor der Grippe hatte ich nie Angst, ich bin schon dreimal daran erkrankt; vor sechs Jahren habe ich vier Wochen mit Grippe im Bett gelegen, ich dachte, ich werde nie wieder gesund, aber an den Tod habe ich nicht in Erwägung gezogen. Das ist jetzt anders.

Panta rhei – das Leben wird weitergehen, wenn auch nicht unbedingt das eigene (letzteres Zitat habe ich vor ein paar Wochen in einem Artikel der WAZ zum Gedenken an die Pest im 14. Jahrhundert gelesen).

Hattingen, 19. April 2020

Heidrun Henning